

KLEINE ÄSTHETIK DES NEBULOSEN

Entwickelt und dargeboten am Beispiel von Burghart Schmidt

VON H. W. VALERIAN

„DEM AUTOR“, SO LIEST MAN noch vor dem Inhaltsverzeichnis, gleichsam als Widmung, dem Autor also „wurde zu diesem Buch nachgesagt, er erwecke passagenweise den Eindruck eines Autofahrers, der bei Nebel das Fernlicht einschaltet.“ Wobei es sich bei besagtem Autor um den deutschen Philosophen Burghart Schmidt handelt, geboren 1942, einst wissenschaftlicher Mitarbeiter von Ernst Bloch, später Professor an diversen Unis in Deutschland und Österreich, beim Buch hingegen um das 300-Seiten-Oeuvre *Postmoderne – Strategien des Vergessens* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1136). Wie sich noch zeigen wird, handelt es sich bei dem Einwand um eine klassische Verwechslung von Ursache und Wirkung. Zunächst sei aber bloß klargestellt: Das Nebulose wurde nicht von uns, und schon gar nicht böswillig ins Spiel gebracht; wir waschen unsere Hände in Unschuld.

Gleichzeitig mit dem erwähnten Buch landet ein weiterer Band des Herrn Professor auf unserem Schreibtisch, übergetitelt *Am Jenseits zu Heimat* (genau so, kein Fehler), ein Essay „gegen die herrschende Utopiefeindlichkeit im Dekonstruktiven“ (Wien: Deuticke 1994). Eigenartigerweise verführt die Form des Essays Schreibende deutscher Zunge an sich schon zu den wunderbarsten Verrenkungen im Stil, zu krampfhafter Gestelztheit und pittoresken Schnörkeln, so als gäbe es ein ehernes Gesetz, wonach es verboten wäre, etwas einfach auszudrücken, wenn es kompliziert auch geht. Das nennt man dann wohl den „Essaystil“. Was Burghart Schmidt essayistisch von sich gibt, geht aber noch weit über das übliche

Maß hinaus. Man schlägt das Buch willkürlich auf – wirklich willkürlich, Hand aufs Herz –, und liest:

Einzig sorgfältige Vermeidungshermeneutik, die sich eben auf ihr Untersuchungsfeld einlässt und auf vorwegwissende Zensurmarken verzichtet, um einem möglichen Faszinosum des Untersuchten nicht unangerührt zu entgehen, vermag sich der Experimentalität der Wissenserzeugung offen zu halten und gegen ein bloßes Umideologisieren zu arbeiten. Das Vermeidende würde dabei freilich auf hermeneutischen Wegen das von früher her Positive, also Setzende der utopischen Funktion dem warnenden Negativen einer Dystopie annähern, also von einer Zukunft reden, sei es vom Menschen hervorbringbar, sei es auf ihn zukommend, die, wenn irgend, nicht sein soll.

Und so weiter. Ein Zufall? Oder böswillige Unterstellung? Also gut, und weil's so schön war, gleich noch ein Beispiel, zu finden im selben Essay, an anderer Stelle. Hier geht es um die Behauptung, die Opfer von Macht seien irgendwie auch deren Täter:

Doch nur wenn man die Funktionsstruktur ohne Relationen und Situationen nimmt, ohne die Einschnitte des Rechts, was das Recht so unabdingbar macht in seiner Relativierungsposition und seiner Relativitätsnotwendigkeit für die Frage nach der Macht. Und wenn man in einer Umkehr doch festhält an der Macht als wie immer persönlich gedachter Verfügungsgewalt ohne Rücksicht auf ihren Entfremdungsgrad, obwohl das Vertauschen der Opfer in die Täter gerade der Entfremdetheit der Macht zu entsprechen scheint. Aber es wird ja in der Vertauschungsformel dem Opfer wiederum die freie Aktion, nun gegen sich selber, wenn auch durch andere, von ihm bestellte Akteure, zugemessen. Fiele diese Zumessung weg, verlöre die Formel den Schein der Provokanz und damit geforderter Umverteilung der Schuld. Zurück bliebe die Deskription langgedehnter, hoch universaler Sichtweise von einer ungeheuerlichen Faktizität, gegen die man sich menschlich empören muss.

In der Tat: das muss empören, aber weniger wegen irgendeiner „Faktizität“, als vielmehr wegen der Art und Weise, wie da einer daherkommt und glaubt, reden bzw. schreiben zu müssen.

Doch Halt – so meldet sich eine schüchterne Stimme im Hinterkopf –, doch Halt: Bist es womöglich nur du, der da nicht mitkommst? Bist du, mit einem Wort, einfach zu dumm? Der Einwand ist keineswegs leichtfertig von der Hand zu weisen, insbesondere, da stets die Gefahr droht, das Überraschende zu attackieren, weil es für die eigene Mittelmäßigkeit nicht oder nicht leicht genug verständlich erscheint: Philistertum im respektablen Gewand der Kritik. Glücklicherweise kommt uns da jemand zu Hilfe, der einerseits über den Verdacht der Mittelmäßigkeit erhaben

sein dürfte, sich andererseits zwar nicht mit Burghart Schmidt, sehr wohl aber mit dessen Lehrmeistern und viel zitierten Idolen, also mit Ernst Bloch, Georg Lukács und Theodor Adorno auseinander setzt. Im dritten Band seiner *Main Currents of Marxism* merkt Leszek Kolakowski anlässlich der Besprechung von Blochs Philosophie an, der Leser, welcher es unternehme, dessen Argumenten zu folgen, werde schließlich entdecken, dass sie aus Binsenwahrheiten und Tautologien bestehen, verkleidet in unerträglich komplizierter Sprache; und er führt Beispiele vor, die wiederum zu schön sind, als dass sie hier unterschlagen werden dürften:

Wir leben nicht, um zu leben, sondern weil wir leben, doch gerade in diesem Weil oder besser: diesem leeren Dass, worin wir sind, ist nichts beruhigt, steckt das nun erst fragende, bohrende Wozu.

Mit anderen Worten (ätzt Kolakowski): Die Menschen wundern sich manchmal, worum es im Leben eigentlich geht.

Oder:

Das Wirkliche ist Prozess; dieser ist die weit verzweigte Vermittlung zwischen Gegenwart, unerledigter Vergangenheit und vor allem: möglicher Zukunft.

Darin, so Kolakowski, ist überhaupt nur schwer Sinn zu entdecken, abgesehen von der banalen Einsicht vielleicht, dass sich die Welt ändert.

Wir sehen (a) woher Herr Schmidt seinen Stil, ja mehr noch: seine stilistische Arroganz gegenüber dem Leser nimmt; (b) dass es durchaus legitim ist, selbst den Gescheitesten der Gescheiten noch beim Wort zu nehmen; und (c) dass es sich keineswegs um einen Einzelfall handelt, sondern zumindest um eine Schule. Gerade die erste hier vorgeführte Passage von Ernst Bloch erinnert zudem unverkennbar an Martin Heidegger, der indes keineswegs der Adorno-Lukács-Bloch'schen Denkrichtung zuzurechnen wäre, ganz im Gegenteil, womit die Grenzen jeglicher „Schule“ gesprengt werden. Es liegt der Verdacht nahe, dass wir einer Methode auf die Spur gekommen sind.

Eine persönliche Erfahrung mag das bestätigen: Meine englische Cousine betätigt sich ab und zu als Übersetzerin für kunsthistorische Texte; so gut ihr Deutsch ist, muss sie mich doch manchmal um Hilfe bitten: denn Nebel übersetzt sich schwer, besonders ins Englische. So sitze ich dann und versuche erst einmal, deutsches Akademisch überhaupt zu erfassen. Leider zeigt sich, dass die sinngemäße Übertragung unbrauchbar wäre, da sie in zwei kurzen Hauptsätzen sagt, wozu der

Autor zwar nur einen Schachtelsatz, dafür aber sieben lange Zeilen braucht. So übersetzen wir denn wörtlich, also notgedrungen nebulos. Im Übrigen ist besagte Methode jedem braven Intellektuellen wohl vertraut, der sich am Sonntag pflichtbewusst der Lektüre des ZEIT-Feuilletons unterzieht, als gewissensberuhigendem Ersatz vermutlich für herkömmlichere sonntägliche Demutsübungen, die sich eben diesem standesbewussten Intellektuellen freilich längst verbieten: Hier liegt vor Deiner Majestät / im Staub die Leserschar.

Das liefert bereits einen ersten Hinweis auf die Funktion des Nebulosen: Der Talar als universitäre (oder auch gymnasiale) Tracht ist leider außer Mode gekommen, wie im Zeitalter der Massenfertigung sichtbare Unterschiede des Standes und der Profession überhaupt verschwunden sind. So muss man sich eben anders ausweisen. Das gilt, notabene, nicht nur für den Produzenten, sondern ebenso für den Konsumenten. Gescheit, aufgeklärt, engagiert: Für die meisten Menschen ergibt sich das weniger aus dem, was sie selbst sagen, geschweige denn schreiben, als vielmehr aus dem, was sie lesen. Wobei zu bedenken wäre, dass die Entscheidung, was nun im Einzelnen als gescheit, aufgeklärt und engagiert gelten darf, gar nicht so leicht ist; da hilft ein weithin sichtbarer Gestus, ein unverkennbarer Stil allemal.

Im Übrigen stoßen wir hier natürlich auf jene eigenartige deutsche Tradition, wonach nichts wertvoll sein kann, was einfach ist, und nichts Einfaches wertvoll; wer sich allgemein verständlich ausdrückt, oder dies doch zumindest versucht, der gerät automatisch in den Verdacht, seine Ideen gingen nicht über Alltägliches, über den *common sense* hinaus, und der steht und stand bei uns von jeher in Verruf: Schmalspur-Rationalität, wie das Burghart Schmidt mehrmals Karl Popper vorwirft. Hat das mit dem unglückseligen Erbe der Romantik zu tun? Wir wissen es nicht; wir wissen nur, dass hierzulande ein Wissenschaftler in der Regel sein Geld nur wert ist, wenn er sich in den finstersten Tiefen dunkler Geheimnisse umtut oder in den himmelhoch-erhabenen Bereichen abstrakter Theorie, wenn er also, kurz gesagt, unverständlich bleibt. Vergleicht man das mit dem *plain style*, wie er zur angelsächsischen Tradition gehört, dann muss man freilich, so pedantisch, bieder, somit langweilig das klingen mag, an jene Demokratiefeindlichkeit erinnern, welche unserer akademischen Obskurität zugrundeliegt: der Glaube, dass der Mensch im Allgemeinen

eben *nicht* aufklärungsfähig sei, weswegen es gar keinen Sinn habe, solches zu versuchen, dass sich der Diskurs vielmehr nur an eine intellektuelle Elite richten soll, kann und darf, dass er nur in ihren Kreisen sinnvoll ist: *vivat academia, pereat mundus*.

Doch solche Einwände sind nahe liegend, allzu nahe liegend: Nicht nur wurden sie schon oft vorgebracht, in jeder erdenklichen Form und Schärfe bis hin zur Persiflage, ohne dass sich das Geringste geändert hätte – im Gegenteil: das Nebulose erscheint heute so angesehen wie eh und je, es wird in weitaus größeren Mengen produziert als je zuvor, und noch nie wäre an den Produzenten das geringste Anzeichen von Scham oder schlechtem Gewissen aufgefallen, obwohl sie doch, zumindest theoretisch, um die Mechanismen wissen müssten, welche da am Werke sind. Wir können daher gar nicht anders als annehmen, dass die Faszination des Nebulosen – sein „Faszinosum“ in dessen eigener Diktion – noch viel tiefer geht.

So gelangen wir nolens volens mitten hinein in seine Ästhetik. Und siehe da: Seltsam, im Nebel zu wandern! Das, was die große, weite Welt ausmacht, bunt, vielfältig und damit unübersichtlich, vor allem aber widersprüchlich, das tritt nun zurück, es liegt jenseits des Nebels. Wer wirklich einmal im Nebel gewandert ist, der weiß, dass er sogar Geräusche zu dämpfen scheint: nicht nur die Sicht ist eingeschränkt, auch das Gehör. Nebel entrückt somit, auch und gerade im Sinne mystischer Erfahrung, oder, philosophisch ausgedrückt: Er vermittelt das Gefühl, den großen, den angeblich wesentlichen Fragen näher zu sein. Ich erinnere mich, wie wir einmal während einer völlig vernebelten Bergwanderung, bereits mit leicht mulmigem Gefühl, plötzlich auf ein Marterl stießen: Hier erfror der Hüttenwirt – im Nebel verirrt – nur fünf Gehminuten von seiner Hütte entfernt. Andererseits macht Nebel keineswegs völlig blind: so mag da plötzlich ein Baum auftauchen, eigenartig verfremdet, schwarz-weiß gleichsam, dort ein Stein, der nun, aus der Landschaft herausgelöst, Aufmerksamkeit erregt, die er sonst nie bekäme, und die ihm wohl auch nicht zustünde. Durch den Nebel werden Dinge isoliert, gleichzeitig erscheinen sie stilisiert, impressionistisch, mithin geheimnisvoller, ganz im Gegensatz zu jenen harten Konturen, zu jener geradezu ordinären Klarheit, wie sie das scharfe Sonnenlicht am helllichten Tage erzeugt. Der Nebel, so könnte man sagen, erzeugt tatsächlich

seine eigene Faszination, insbesondere dann, wenn man glaubt, die Welt jenseits sei bar aller Probleme und Geheimnisse, also langweilig, oder aber, sie sei zu vielfältig und zu bunt, um intellektuelle Statements zu erlauben: denn solche Statements, das dürfte auf der Hand liegen, bedingen stets ein kleineres oder größeres Maß an Abstraktion, in der Regel sogar ein größeres.

Im Nebel erübrigt sich diese schwierige Gratwanderung: zu abstrahieren, ohne das Konkrete aus den Augen zu verlieren (und damit allzu leicht widerlegt zu werden), beziehungsweise in der konkreten Vielfalt jene Muster ausfindig zu machen, welche eine Abstraktion eigentlich erst rechtfertigen würden. Im Nebel läuft niemand Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, denn man sieht keine Bäume, stets nur einzelne Individuen: Kein Baum gleicht dem andern. Umgekehrt besteht ebenso wenig Gefahr, vor lauter Wald den einzelnen Baum zu vernachlässigen, denn von „Wald“ kann überhaupt keine Rede mehr sein: so weit sehen wir gar nicht. Das Einzelne, aus seinem Kontext herausgelöst, bietet sich zwanglos an für jegliche Verallgemeinerung, insbesondere dann, wenn seine Konturen ohnehin nebulos unscharf bleiben, während diese Verallgemeinerung wiederum ebenso unwiderlegbar wie anziehend wirkt, möglicherweise sogar tollkühn: denn im Nebel können fünf Gehminuten, ansonsten eine Lappalie, über Leben und Tod entscheiden. Im Nebulösen mag das, was für die Menschheit ein winzig kleiner Schritt ist, als riesiger Sprung erscheinen.

Das Nebulöse somit als idealer Habitat für die Reflexion? Das wirft freilich die peinliche Frage auf, was da eigentlich reflektiert werden soll. Und tatsächlich: Aufklärung, sagt Burghart Schmidt einmal ebenso zutreffend wie banal, Aufklärung bedarf stets eines Aufzuklärenden. Wobei die Notwendigkeit, etwas derart Banales ausdrücklich betonen zu müssen, schon darauf hinweist, dass der Zusammenhang in manchen Kreisen offenbar gar nicht so selbstverständlich ist, wie das einem Normalsterblichen erscheinen mag. Könnte es sein, dass das Aufzuklärende abhanden zu kommen droht, könnte der Satz also als flehentliche Aufforderung verstanden werden, doch um Himmels Willen Aufzuklärendes zu finden, damit das – für Burghart Schmidt und seinesgleichen durchaus einträgliche – Geschäft der Aufklärung einerseits nicht zum Erliegen kommt, andererseits aber auch nicht blutiger Ernst wird?

Nun, im Nebel ist Aufklärung stets gefragt: denn selbst wenn das Terrain an und für sich schon bestens bekannt wäre, geradezu vertraut, Dutzende Male vermessen und kartographiert, normalerweise auch von Massen begangen und ausgetreten, im Nebel bedarf es doch stets neuer Orientierung, jede Wendung wird zu einer schwierigen Entscheidung, die Identifizierung an sich vertrauter Geländepunkte zur hohen Kunst: kein Mangel also an Aufzuklarendem! Das gilt selbst dann, wenn wir in Rechnung stellen, dass die nebulose Form der Aufklärung nur dazu dient, einen früher bereits erreichten Zustand wieder herzustellen: jenen vor Einfall des Nebels. Der „Fortschritt“ wäre demnach gleich Null, wir sind dort, wo wir schon so oft waren, nur der Weg dorthin war dieses Mal erschwert. Trotzdem: Sicher durch den Nebel geführt zu haben, kann ohne Zweifel als genuin aufklärerische Leistung angesehen werden.

Ironischerweise träfe das sogar dann noch zu, wenn dieser Nebel womöglich künstlich erzeugt worden wäre. Schließlich – das soll nicht vergessen werden – beschäftigen wir uns hier nicht mit Meteorologie, sondern mit Philosophie. Woher stammt also das Nebulose, wer betreibt es, und zu welchem Zwecke? So ungustiös der Vergleich für Intellektuelle sein mag, es muss doch daran erinnert werden, dass künstlicher Nebel ganz routinemäßig erzeugt und eingesetzt wird, und zwar beim Militär: Da spricht man dann von Einnebeln, von Nebelgranaten und Nebelwerfern. Das dient dazu, sich der Sicht des Feindes zu entziehen, die eigene Absicht zu verbergen: Tarnen und Täuschen.

Könnte es sein, dass das Nebulose auf eine entsprechende Art, nämlich absichtlich, zustande kommt, und dass es entsprechenden Zielen dient? Dass es sich, anders ausgedrückt, beim idealen Habitat zugleich um einen künstlichen handelt? Dass also, noch einmal anders gefragt, das Aufzuklarende erst durch vorherige Verwirrung geschaffen wird, und die Aufklärung nur darin besteht, diese Verwirrung wieder aufzulösen?

Das Lohnende eines solchen Vorgehens läge immerhin auf der Hand. Trotzdem wird da ein schwerwiegender Verdacht geäußert, der noch dazu eine unlautere Absicht unterstellt, und da bedarf es wohl gewichtiger Indizien, um ihn aufrecht zu erhalten. Wenden wir uns wieder Burghart Schmidt zu: In seinem Buch über die Postmoderne kommt er – wie könnte es anders sein – auch auf den Marxismus zu sprechen, einen Begriff, den er freilich für „breit sich organisiert habende geschichtliche

Wirksamkeit“ reserviert haben will. Was aber, so fragt er weiter, geschieht bei „Kritik und Preisgabe vieler vom so genannten Realsozialismus aus Marxens Schriften herausgelesener Essentials wie Geschichtsnotwendigkeit, den Naturwissenschaften gleichender Verwissenschaftlichkeit der Geschichtstheorie, Verproletarisierung des größten Teils der Mittelschichten, vor allem aufgeheizten Siegesbewusstseins und des Wichtigmachens bloßer Nominalrevolution“ (was immer letzteres sein mag)? Wenn also, wie er sich selbst an anderer Stelle rühmt, Marx „gegen den Strich“, ja mehr noch: „Marx gegen Marx“ gelesen wird? Nun, das Ergebnis dürfte klar sein: ein Marxismus ohne, womöglich sogar gegen Marx, das kann letztlich nichts anders sein als die nebulose Belanglosigkeit schlechthin – und so bezeichnet Burghart Schmidt seine Haltung denn auch als „Marxianismus“ (wiederum genau so, kein Fehler).

Wo Rauch ist, heißt es gemeinhin, da sei auch Feuer. Doch der Rückschluss ist bekanntlich falsch, wenn er besagen soll, dass an jedem Gerücht irgendetwas Wahres dran sein muss. Nicht jeder Rauch muss unbedingt von einem lodernden Feuer herrühren, er kann vielmehr absichtlich erzeugt worden sein, blauer Dunst sozusagen, und zwar eben um das Vorhandensein prasselnder Flammen zu suggerieren, wiewohl es sich, wie im Falle des „Marxianismus“, bestenfalls um ein paar traurige Stücke Glut unter der Asche eines Feuers handeln mag, das längst erloschen ist. Wer einen Marx ohne „Essentials“ vertritt, der wird wohl gar nicht anders können als kräftig zu nebeln, um zu verbergen, wie dünn, allzu dünn seine Position geworden ist. Womit nicht behauptet sei, dass eine derart nutzbringende Taktik lediglich durch Marx-Jünger, also „links“ zum Einsatz komme; ebenso kann man, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Bibel ohne „Essentials“ lesen, wie das unsere Neo-Katholiken tun, und so wird auch in diesem Lager ordentlich genebelt – man denke bloß an den Theologen Hans Küng. Im Übrigen zeichnet sich das, womit sich Burghart Schmidt so nebulos auseinander setzt, nämlich die Postmoderne, ihrerseits durch eine beträchtliche Portion Vagheit und Verschwommenheit, also durch Nebulosität aus, eindrucksvoll demonstriert von Vertretern wie Jean Francois Lyotard oder Jean Baudrillard. Insofern, als sie die „neue Philosophie“ repräsentieren, die Denkungsart der achtziger und neunziger Jahre, scheint dem Nebulosen somit durchaus zeitgeistige Qualität zuzukommen.

Aber wie schon gesagt – anderswo ist das Einnebeln längst eine routinemäßige Vorgangsweise, so vertraut, dass bei Auftreten von künstlichem Nebel völlig richtig, nämlich hypothetisch, darauf geschlossen wird, dass hier wahrscheinlich (aber nicht absolut sicher) eine Absicht dahintersteckt: nämlich etwas zu verbergen oder vorzutäuschen. Und obwohl jene, die solcher Art beruflich mit Nebel umzugehen pflegen, allgemeiner Überzeugung zufolge gewiss nicht zu den gescheitesten Exemplaren der menschlichen Spezies zählen, scheinen sie zu dieser intellektuellen Leistung immerhin noch imstande zu sein, im Unterschied offenbar zu so manchem Leser (und Lektor) philosophischer Schriften oder des ZEIT-Feuilletons.

Erinnern wir uns noch einmal an das eingangs beschworene Bild: Wenn da jemand mit Fernlicht durch den Nebel fährt, dann kann das, nach allem, was wir nun von ihm gelesen haben, kaum unser „marxianistischer“ Philosoph sein; eher schon handelt es sich um den Leser, im Besonderen um den wohlmeinenden, der unter großer Anstrengung versucht, in all dem Nebel doch noch etwas Handfestes auszumachen, doch noch konkreten Sinn zu finden. Je mehr er sich bemüht, desto dichter wird indes der Nebel – eben das ist der Grund, warum man als Autofahrer in solch einer Lage abblendet. Für die Lektüre sei Gleiches empfohlen. Burghart Schmidt hingegen durchleuchtet diesen Nebel keineswegs, weder auf- noch abgeblendet; ganz im Gegenteil: Burghart Schmidt, diesen Schluss dürfen wir jetzt durchaus wagen, Burghart Schmidt *ist* der Nebel!

Womit jenem konditionsstarken Leser, der so lange durchgehalten hat, endlich bestätigt sei: Richtig, auch hier, in diesen Zeilen, wurde gehörig genebelt, etwa indem das Bild vom Nebel oder der nette Einfall mit dem Umkehrschluss äußerst wortreich aufgeblasen wurden. Und wozu? Nun, erstens will man gedruckt werden, und zweitens verlangt auch die Eitelkeit danach, manchmal äußerln zu gehen. Aber glauben Sie mir: es macht Spaß!